

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 12

Artikel: Wir heissen Sie herzlich willkommen : die Eingliederung der Zugezogenen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir heissen Sie herzlich willkommen

Die Eingliederung der Zugezogenen

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Der Freundschaftsabend

In einer Gemeinde in der Nähe einer grossen Schweizerstadt war eine neue Wohnkolonie gebaut worden. Die ansässigen Bauern freuten sich zwar über die hohen Landpreise, die sie erhielten, standen aber den «fremden Fötzeln» ziemlich ablehnend gegenüber. Da die Siedelung auch räumlich vom alten Dorf etwas getrennt war, ergab sich fast kein Kontakt, um so mehr, als die Neuzugezogenen nicht am Ort, sondern in der Stadt arbeiteten.

Dann hatte einer der Fremdlinge die gute Idee, einen Freundschaftsabend zu organisieren. In einem Flugblatt wurden alle Dorfbewohner eingeladen, sich am Samstagnachmittag in die neue Siedelung zu begeben. «Alle Häuser», hiess es, «stehen zur Besichtigung offen.» Kuchen wurden gebacken, Kaffee wurde gebraut, Most und Bier und Cervelats wurden gerüstet, und nun harrete man der Dinge, die da kommen sollten.

Am Anfang schien die Sache ein vollständiger Mißerfolg zu werden. Die eingesessenen

Dorfbewohner fanden die Einladung lächerlich, aufdringlich und dachten nicht daran, ihr Folge zu leisten. Eine Ausnahme bildeten die Kinder. Angelockt durch den Süßmost und das Gebäck, begaben sie sich in die neue Kolonie. Als sie dann nicht zur gewohnten Zeit zurückkehrten, gingen die Mütter hin, um sie zu holen. Überrascht durch den freundlichen Empfang, besänftigt durch den Kaffee und die Kuchen und getrieben durch die Neugierde, einen Blick in fremde Wohnungen tun zu dürfen, kehrten auch sie nicht rechtzeitig zurück. Dann gingen einige Männer, um sie zu holen.

Das Ende vom Lied war, daß eine eigentliche Verbrüderung stattfand. Die Bauern merkten, daß die Neuzugezogenen gar nicht so übel waren, wie sie eigentlich gedacht hatten. Einige von ihnen entpuppten sich sogar als ehemalige Bauernsöhne, wieder andere hatten im gleichen Bataillon Militärdienst gemacht.

Die Fremden wiederum erkannten, daß die Bauern nicht die eingebildeten und vertrockneten Kläuse waren, als welche sie sie betrachtet hatten. Kurz, wie es immer in unserem Lande geht, wenn man miteinander redet, merkte man, daß das Gemeinsame viel stärker war als das Trennende. Auch in Zukunft blieben natürlich gewisse Spannungen bestehen, aber doch war das Eis gebrochen.

Nachbarlichkeit

Im allgemeinen wird aber der erste Schritt nicht von den Zugezogenen ausgehen müssen, sondern von denen, die bereits da sind. Das sind in allererster Linie die unmittelbaren Nachbarn. Von den paar Familien, die im gleichen Haus oder in der unmittelbaren Nachbarschaft wohnen, hängt es in erster Linie ab, ob man sich an einem neuen Ort wohl fühlt.

Leider ist der Sinn für die Nachbarlichkeit in den meisten Gegenden der Schweiz im Verlaufe der letzten Jahrzehnte verloren gegangen. Der Grund dafür liegt nicht darin, daß der Wohnsitz häufiger gewechselt wird, und daß die Einwohnerzahl der meisten Gemeinden gewachsen ist, sondern in einem übersteigerten Individualismus.

In den Vereinigten Staaten wird der Neukömmling im wörtlichen Sinne meistens mit offenen Armen aufgenommen.

Als meine Frau und ich uns seiner Zeit mit unserem damals acht Monate alten Söhnchen

in einem Vorort von Boston in einer möblierten Wohnung niederließen, da standen zu unserem Erstaunen auf dem Tisch eine Kanne voll dampfenden Kaffees und ein großer Apfelkuchen. Bald darauf erschienen dann auch zwei Nachbarinnen. Die eine erbot sich, für die nächsten Stunden das Kind zu hüten, die andere fragte, ob sie beim Auspacken helfen könne. Diese schöne Geste rührte uns zu Tränen. Wir merkten dann aber bald, daß es sich nicht um eine vereinzelt Liebenswürdige handelte, sondern um eine allgemein verbreitete Sitte.

Wie verschieden ist doch bei uns in den meisten Fällen das Verhalten der Nachbarn. Anstatt die Neuangekommenen zu begrüßen, begnügen sie sich damit, hinter halbgeöffneten Fensterläden den Einzug zu beobachten, ihre kritischen Bemerkungen über das abgenutzte Kanapee und das riesengroße Buffet zu machen. Oft geht es Wochen, ja Monate und Jahre, bis man sich gegenseitig grüßt.

Nicht nur Formulare

Aber nicht nur die Privaten, sondern auch die Behörden verhalten sich Neuzugezogenen gegenüber meistens falsch. Es wird nicht erkannt, daß ihre Eingliederung eine politische Aufgabe erster Ordnung darstellt, die in ihrer Art so wichtig ist wie die Assimilation der Ausländer. Dieser Mangel an Verständnis kommt wohl daher, daß die meisten Funktionäre, die das entsprechende Amt bekleiden, diese Probleme eher vom juristischen als vom psychologischen Standpunkt aus betrachten.

Auf jeden Fall wird in den meisten Gemeinden nicht viel gemacht, um die Assimilierung zu fördern. Dabei kosten die Maßnahmen, die getroffen werden müßten, meistens gar nicht viel. Wie einfach ist es für den Gemeindepräsidenten, jedem Neuzugezogenen einen freundlichen Brief zu schreiben: *«Wir heißen Sie bei uns herzlich willkommen. Es freut den Gemeinderat, wenn Sie sich in x gut einleben und sich wohlfühlen.»* Eine Kleinigkeit, eine Formalität, aber sie kann Wunder wirken.

Wenn ein Schüler in eine andere Klasse versetzt wird, so ist der erste Vormittag in der neuen Umgebung für ihn von allergrößter Wichtigkeit. Werden vom Lehrer und den neuen Kameraden ein paar freundliche Worte an ihn gerichtet, so fühlt er sich wohl, sonst aber unglücklich. Jeder, der in eine neue Ge-

DENKSPORT: AUFGABE 1

Direktor X. Y. will am 23. 4. 58 mit einem Kursflugzeug, New York ab 08.30, nach den Südstaaten fliegen. Bevor er sich auf den Flugplatz begibt, meldet ihm sein Sekretär den Nachtwächter, der ihn dringend zu sprechen wünsche.

«Herr Direktor», sagte dieser atemholend, «mir hat letzte Nacht geträumt, Ihr Flugzeug stürze über einem großen Urwald ab und gehe in Flammen auf. Bitte glauben Sie mir und nehmen Sie ein anderes Flugzeug!»

Der Direktor entschließt sich nach langem, innerem Kampf, seine Reise um einen Tag zu verschieben und liest am selben Abend noch von dem Unglück, das sein Flugzeug betroffen habe. Das Flugzeug war abgestürzt und total verbrannt.

Ein paar Tage darauf erhält der Wächter einen versiegelten Brief, der 1000 Dollar für Lebensrettung enthält – und zugleich die Kündigung!

Frage: Weshalb erfolgte die Kündigung?

Auflösung Seite 70

meinschaft eintritt, fühlt sich am Anfang, und meistens mit einem gewissen Recht, zurückgestoßen. Ein solcher Brief erleichtert ihm die Anpassung. Es ist aber wichtig, daß dieser nicht einfach gedruckt oder vervielfältigt wird.

Noch besser ist es, wenn dieses Schreiben von einem Broschürchen begleitet wird, das einige Angaben über die Gemeinde enthält. Wenn sich ein Tourist irgendwo ein paar Tage oder auch nur ein paar Stunden aufhält, so wird ihm vom Verkehrsbüro ein schöner Prospekt zur Verfügung gestellt, in dem das Wichtigste über die Geschichte und die Sehenswürdigkeiten der betreffenden Ortschaft enthalten

sind. Wenn aber jemand dauernd in einer Gemeinde Wohnsitz nimmt, hält man es nicht für nötig, auch ihn zu orientieren. Wie dankbar wäre der Neuzugezogene, wenn auch er eine kleine Schrift in die Hand gedrückt erhielte, welche ihm alle Auskünfte, die er braucht, vermittelt, Angaben über den Verkehr mit der Gemeindeverwaltung, über die Größe und Struktur des Ortes, einige geschichtliche Daten, einige Hinweise über Unterhaltungs- und Ausflugsmöglichkeiten.

Daneben fördert jede kulturpolitische Tätigkeit die Eingliederung. Gemeinden, die ein richtiges Eigenleben führen, assimilieren viel leichter, als solche, wo nichts geschieht.

Ich habe schon oft darauf hingewiesen, wie sehr lokale Feste und Bräuche den Einschmelzungsprozeß fördern. Das klassische Beispiel dafür ist die Basler Fasnacht.

Aber auch Baudenkmäler wirken in diesem Sinn. Das Heimatgefühl braucht Kristallisationspunkte. Eine schöne Kirche, ein gut gestalteter Dorfplatz, eine charakteristische Altstadtstraße werden zum Symbol, zur Verkörperung der ganzen Gemeinde. Der Heimatschutz ist deshalb nicht nur eine ästhetische Angelegenheit, seine Wirkung ist viel umfangreicher.

Aber auch neue Siedelungen brauchen solche Wahrzeichen. Wenn sie formlos und chaotisch gebaut sind, überhaupt wenn ihnen der Charakter fehlt, assimilieren sie die neu Zugezogenen viel schwerer.

Die Übernächtlter

Es gibt besonders eine Kategorie der Zugezogenen, denen die Einheimischen mit besonderem Mißtrauen gegenüberstehen, die Pendler. Gerade diese bieten aber besonders günstige Voraussetzungen zur Eingliederung. Sie sind nämlich zum großen Teil deshalb aus der Stadt weggezogen, weil ihnen diese zu groß war. Sie haben Sehnsucht nach einer überblickbaren Gemeinschaft. Sie möchten, daß ihre Kinder an einem Ort aufwachsen, wo man noch Handwerker an der Arbeit sehen kann, wo das politische Leben übersichtlich ist, und der Einzelne nicht einfach in der großen Masse untergeht. Deshalb wollen sie nicht in der Großstadt wohnen, wo sie arbeiten.

Diese Übernächtlter, wie sie gelegentlich spöttisch genannt werden, spielen in der Nähe der großen Städte eine immer wichtigere Rolle.

1910 zählte man in der Schweiz 155 000 berufstätige Tagespendler, 1950 waren es bereits 365 000, und seither ist diese Zahl nochmals erheblich gestiegen.

Sicher gibt es einzelne von ihnen, die das Dorf nur als Schlafgelegenheit betrachten, als eigentliche Heimat aber die nahe Stadt. Nicht alle Pendler drängt es aber, jeden Abend in die Stadt zu fahren. Viele möchten auch ihre Freizeit in ihrer neuen Heimat verbringen. Man sollte deshalb alles unternehmen, um sie zu einem organischen Teil der Gemeinde werden zu lassen.

Das Problem der sprachlichen Anpassung

Wie bei jeder Eingliederung in eine Gemeinschaft, ist guter Wille von beiden Seiten nötig. Dabei muß in jedem einzelnen Fall geprüft werden, wie weit die Anpassung gehen soll, die vom Zugezogenen verlangt werden kann. Das gilt vor allem für das Sprachenproblem.

Daß ein Deutschschweizer, der in eine Tessiner Gemeinde zieht, italienisch lernen sollte, scheint mir unbedingt erforderlich. Dasselbe trifft für das Welschland zu.

Für Tessiner oder Welsche, die sich in der deutschen Schweiz niederlassen, ist die Lage etwas anders. Die Deutschschweizer bilden in der Eidgenossenschaft nicht eine Minderheit, deren Eigenart in Gefahr ist, durch ihre zahlenmäßig stärkeren Miteidgenossen zerstört zu werden. Aber trotzdem bedeutet es eine Überbeanspruchung freundeidgenössischer Toleranz, wenn eine Genferin, die sich etwa in Meilen am Zürichsee niederläßt, fortfährt, konsequent nur französisch zu sprechen. Sie schadet sich dadurch auch selbst, denn die andere Sprache wirkt für die meisten Bewohner der neuen Heimat doch als Hindernis. Aus diesem Grund würde es sich auch empfehlen, wenn Welschschweizer und Tessiner, die dauernd in der deutschen Schweiz Wohnsitz nehmen, sich mit unserem Dialekt vertraut machen. Es ist nicht nötig, daß sie Schweizerdeutsch sprechen lernen, wenn sie keine Lust dazu haben, aber zum mindesten sollten sie es verstehen. Es stört uns nicht, wenn ein Tessiner oder Welschschweizer Hochdeutsch spricht, wohl aber, wenn er uns zwingt, uns unsererseits dieser Fremdsprache zu bedienen.

Aber wie steht es mit den Bernern, die in den Thurgau ziehen, oder den Appenzellern,

die nach Zürich kommen? Sollen sie ihren Dialekt beibehalten?

Die Entscheidung dieser Frage muß jedem Einzelnen überlassen werden. Nach meinem Gefühl geht im allgemeinen die Anpassung eher zu weit.

Das ist nicht der Fall bei den Bernern. Diese sind von einem so vorbildlichen Selbstbewußtsein erfüllt, daß sie ihren heimatlichen Dialekt auch dann beibehalten, wenn sie schon 20 oder 30 Jahre in einem anderen Kanton wohnen. Die Oberwalliser, Innerschweizer oder Appenzeller aber, die auswandern, geben leider ihre Heimatsprache meistens schon nach kurzer Zeit auf. Das kommt einmal daher, daß alle Vertreter der ursprünglichen Hirtenkultur geistig beweglicher und deshalb anpassungsfähiger sind, als die Bewohner der Flachlandkantone. Ein anderer, weniger erfreulicher Grund aber ist der, daß jemand, der einen Dialekt mit ausgesprochener Eigenart spricht, wie etwa Urnerisch oder Berneroberländerisch, ständig der Spottlust der Miteidgenossen am neuen Wohnort ausgesetzt ist. Dieses Lächerlichmachen anderer Dialekte ist überhaupt eine üble helvetische Gewohnheit. Wenn man schon den Föderalismus bejaht, soll man sich auch über die Verschiedenartigkeit der Mundarten

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist der Bergsteiger?

freuen. Es ist deshalb ganz fehl am Platz, wenn in Zürich ein Basler, der richtig Baseldeutsch spricht, ausgelacht wird; ebenso, wenn einem in Basel wohnenden Zürcher gegenüber dreimal im Tag die abgedroschene Bemerkung gemacht wird, Zürichdeutsch sei eigentlich keine Sprache, sondern eine Halskrankheit.

Wird der Wohnsitz mehrmals gewechselt, oder stammen die Eltern aus verschiedenen Kantonen, so läßt es sich nur mit großer Anstrengung vermeiden, daß zu Hause ein Mischdialekt gesprochen wird. Das ist zwar an sich nicht erwünscht, aber auch nicht so schlimm, denn alle schweizerdeutschen Dialekte haben viel mehr, das sie verbindet, als das sie trennt.

Ganz anders ist nun aber die Lage der Kinder. Diese sollten unbedingt die Mundart des Ortes, wo sie in die Schule gehen, erlernen. Dort, wo noch ein gesundes Selbstbewußtsein herrscht, werden sie dazu gezwungen. Wenn etwa die Schulkinder im Kanton Glarus einen neuen Schüler, der nicht Glarnerdeutsch spricht, ausfoppen, ja sogar verprügeln, so ist das sicher eine sehr gewaltsame Assimilationsmethode. Aber es liegt ihr ein gesunder Selbstbehauptungswille zugrund. Mir scheint diese Einstellung immer noch richtiger, als jene, die man etwa in anderen Kantonen trifft, wo man ruhig zuläßt, daß Kinder von Berner Bauern weiterhin mit ihren Kameraden Berndeutsch reden, als ob sie ihre Heimat nie verlassen hätten.

Die Übernahme des Ortsdialektes durch die Kinder schließt in keiner Weise aus, daß diese gleichen Kinder zu Hause so wie die Eltern sprechen. Wenn ein Ehepaar von Maienfeld nach Zürich zieht, so sollen die Kinder mit ihren Kameraden Zürichdeutsch, zu Hause aber Bündnerisch reden. Das ist durchaus möglich. Ein normales Kind kann nicht nur zwei, sondern drei Dialekte sprechen, und zwar ohne diese zu vermengen.

Ein deutscher Diplomat erzählte mir einmal, er habe sich immer darüber gefreut, wie seine Kinder nach kurzer Zeit sehr gut Berndeutsch sprachen, ohne dabei aber die Aussprache des Hochdeutschen, wie es im Familienkreis üblich war, irgendwie zu verlieren. Bei einem Schulbesuch habe er dann aber eine amüsante Entdeckung gemacht. Wenn die Kinder in der Schule Hochdeutsch redeten, so war das wiederum eine andere Sprache. Sie sprachen nämlich nicht Hochdeutsch wie ge-

bürtige Deutsche, sondern das Schriftdeutsch mit dem typisch schweizerischen Akzent, wie es bei Schweizerkindern üblich ist.

Eltern, denen die Sprachkultur wichtig ist, sollen also ruhig im Familienkreis ihren heimatlichen Dialekt weiter pflegen und darauf achten, daß dieser rein erhalten bleibt. Sie sollen sich aber hüten, die Sprache der neuen Heimat lächerlich zu machen und darauf achten, daß ihre Kinder auch diese richtig sprechen.

Die Grundlage der Eidgenossenschaft

Bei den großen Binnenwanderungen, die bei uns vor sich gehen, ist die Eingliederung der Neuzugezogenen ein wichtiges staatsbürgerliches Anliegen. Das ganze politische Leben der Eidgenossenschaft ist auf den Gemeinden aufgebaut. Der große Unterschied zum Ausland, vor allem zu Frankreich und Deutschland, liegt darin, daß die Selbständigkeit der Gemeinden bei uns viel größer ist. Der schweizerische Föderalismus, auf den wir mit Recht so stolz sind, hängt eng mit dem Weiterbestand blühender Gemeinden zusammen. Eine Verfassung ist aber nur so viel wert, wie die Bürger, welche sie tragen. Das gilt für die Gemeinden wie die Eidgenossenschaft. Wenn ein großer Teil der Einwohner abseits steht, so ist etwas nicht in Ordnung. So wie die vielen Ausländer eine Gefahr für die Eidgenossenschaft als Ganzes darstellen, so bilden die vielen, nicht assimilierten Bewohner eine Gefahr für unsere Gemeinden. Auch hier kann man von einer Überfremdung sprechen.

Das Problem der Eingliederung zugezogener Eidgenossen ist allerdings viel leichter zu lösen, als jenes der Überfremdung durch Ausländer. Daß es nicht besser gelöst wird, hängt zum Teil daran, daß seine Bedeutung überhaupt nicht erkannt wurde.

Aber nicht nur für das Gedeihen der Gemeinde ist eine Eingliederung der Zugezogenen unerlässlich, sondern auch für das Wohlbefinden dieser selbst. Der Mensch, auch der schweizerische Mensch, ist ein Gemeinschaftswesen. Wenn er sich in die Gemeinde, wo er wohnt, nicht eingliedern kann, so wird sein Lebensgefühl entscheidend beeinträchtigt.

Aus dem in den nächsten Monaten erscheinenden Buch von Adolf Guggenbühl: «Kulturpolitik in Dörfern und kleineren Städten».